Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 25. 6. 1939 | Nr. 26

Vater und Mutter.

Wenn mich eins niedergehalten hat in diesen Jahren, daß ich nicht gegen den Himmel schoß mit meinem Wipfel, so war es die Rechtschaffenheit meines Vaters und die Liebe meiner Mutter. Und der unermüdliche Fleiß bei beiden.

Sie kamen alle zu meinem Vater und fragten um Rat. Er gab ihn nicht immer gleich, er sog oft an der Zigarre und sah in die Weite. Aber wenn er dann antwortete, sah er die Menschen scharf an, und seine Worte standen, als wären sie in Stein geschrieben. Wenn die Leute zweifelten und Einwände machten, antwortete er nichts mehr. Er hatte das Seine gesagt. Und sie taten meist, was er gesagt hatte. Sie wußten, er wog nach beiden Seiten, wo Gut und Böse, wo Mein und Dein. Er wog dein Begehren und das Begehren deines Nächsten. Er wog Nutzen und Schaden, wog Gegenwart und Zukunft. Er war rechtschaffen.

Wenn er ging, der große, starke Mann, so war jeder Schritt ein Hieb; wo er den Stock hinsetzte, da klang es. Wenn er den Schrank aufschloß, gab der Schlüssel einen Ruck; machte er ihn zu, so hatte sich ein Grab geschlossen. Ich hätte nicht lügen können, wenn mich der Vater ansah.

Er hatte wohl Streit mit den Oberen. Er trug den Kopf aufrecht und bestand auf seinem Schein. Er konnte die Worte nicht wählen, wenn es galt, denen droben zu zeigen, daß auch hier unten ein Mann stehe. Ja, es mag wohl sein, daß er, der das Amt des Gemeindevorstehers bekleidete, in solchem Falle der Billigkeit vergaß. Die Droben waren zu feist von der Wollust des Herrschens, sie waren zu langsam zum Hören und zu fühllos in der Tat. Es gab wohl Briefe, es gab wohl Ladungen und Gespräche, von denen der starke Mann mit heißer Stirn zurückkam. Aber wenn er dann auf und ab ging ohne Worte, mit raschem Schritt, und auch die Mutter schweigend um ihn sich regte — nichts hätte ehrfuchrtgebietender sein können, als wenn er so hinabschluckte, was man ihm in die Kehle stieß durch höhere Gewalt.

Dieser Mann, der nur wollte, was gut war, und der seinen König ehrte.

Mich hat nur eins vielleicht mit noch größerer Ehrfurcht erfüllt: die kleine Frau an seiner Seite.

Sie war so zierlich gebaut. Schwerlich hat sie je mehr gewogen als neunzig Pfund. Aber ihr Leben war Arbeit. Vielleicht zu schwere Arbeit. Pastorenblut floß in ihren Adern, und ihre Knochen waren für die ländlichen Verrichtungen nicht gebaut. Und doch mußte sie oft genug mit Wasser- und Milcheimern sich schleppen und mit dem Viehfutter hantieren, wenn in der Ernte alle Mädchen auf dem Felde waren. Es war wohl das Gefühl, daß die Arbeit über ihre Kräfte ging, was jene tiefen Sorgenfalten Linie über Linie auf ihre Stirn gezeichnet hat, ohne die ich meine Mutter nicht gekannt habe. Auch wohl die Not, die oft genug als Gespenst im Winkel stand, nie hervortrat, aber mit großen Augen aus dem Dunkel sah. Und die Krankheit, die dann immer wieder und wieder den rohen Kampf aufnahm gegen diesen edlen Willen. Aber Herr über ihre Liebe und ihren Fleiß wurde nichts. Und unter den Sorgenfalten hervor strahlte der Reichtum inneren Lebens aus ihren Augen, wenn sie des Abends vor dem Berg von Flicksachen mit uns am Tisch saß und uns Kindern erzählte. Erst Heysche Fabeln und Grimmsche Märchen, Kinderlieder von Rückert und von Güll, dann Balladen von Uhland und von Schiller, und biblische Geschichten. Unerschöpflich dünkt mich noch heute ihr Vorrat, und wenn mir diese Dichtungen vor das innere Ohr treten, so geschieht es noch jetzt mit dem phantasiebelebten Tonfall meiner Mutter. Zuletzt wurde ihr die Stirn heiß, und sie meinte, es sei genug. Aber auf unter Betteln behielten wir immer den Sieg. Wie sie selbst unter Magenkrämpfen und Fieber nicht Nein sagte, wenn wir uns mit unseren Aufsatzthemen an ihr Bett setzten und die Anleitung zu schriftlicher Arbeit, die wir von unseren Lehrern nicht empfingen, von der Mutter begehrten. Was wissen Kinder von Überanstrengung? Welcher Handwerksbursche glaubt an die Schweißtropfen der Gelehrten am Schreibtisch? Wir hätten unserer Mutter mit gutem Gewissen auch den letzten Tropfen ausgepreßt. Aber doch, das Ganze dieser grenzenlosen Pflichterfüllung durchdrang unsere Seele mit unauslöschlicher Ehrfurcht.

Bemerkt hätte das so leicht niemand. Wenn ich vom Wagen zu wild herabgesprungen war und den Riß in der Hose der Unermüdlichen mit dem edlen Sprüchlein zeigte:

> Mudder, wurüm hest mi de Büx nich neiht,
> dat mir de Wind dörch de Löcher weiht.

so durfte sich der eben anwesende Besuch ob dieser Pietätlosigkeit billig entsetzen. Ehrfurchtsbezeugungen gab es nicht, Liebkosungen wurden nicht gewechselt. Wir küßten unsere Mutter zur Gutenacht auf die Backe, sie uns auf die Stirn. Und dennoch weiß ich, daß wir schon weit in den Flegeljahren vorgerückt waren, als wir noch klein Roland beneideten, daß es ihm vergönnt war, dem König zu trotzen für seine Mutter.

Und heute weiß ich es, daß in dem wahrhaftigen Mannessinn meines Vaters und in der Selbsthingabe meiner Mutter Gott zu mir trat, über mich kam und mich überwand. Ja, darauf ruhte mir die Ehrfurcht vor Vater und Mutter auch in jenen Jahren, wo sonst alle Ehrfurcht in mir zu wanken anfing. Wo Timm, die hohle Seifenblase, vor mir aufblitzte als der schimmernde Stern, dem ich folgte. Und wenn sie selbst einmal sündigten, vielleicht der Vater gegen die Liebe oder die Mutter gegen die Wahrheit, nichts auf der Welt wehrte mir, an ihrer Autorität zu zweifeln. Es war mir Sünde, trotzdem Vater und Mutter es taten, und ich empfand so — ich weiß es genau und täusche mich nicht —, lange ehe sie mir das Wort „Sünde" gesagt hatten. Die Stimme Gottes redete lauter als die Stimme der Menschen, auch als die von Vater und Mutter.

Ja, du bist es gewesen, Herr, mein Gott. Du hast mir gerufen aus Elternmund und Elternleben und hast geantwortet aus meinem Herzen. Wo du dahertratest, in welchem Gewande immer — da war in mir ein Auge — dein eigenes Auge —, um dich zu erkennen. Gott in mir und Gott außer mir, das strebte zusammen. Es war, wie wenn die Rosenknospe geküßt wird von der Sommersonne. Da tut sie sich auf, und Düfte und Farben strömen empor, und zur Sonne steigt, was von der Sonne ist. Es war die eine Gotteskraft, die alles durchdrang. Und sie zwang alles nieder auf die Knie, weil sie alles beherrschte, denn sie ist die Allmacht.

Johannisrosen

Nun sind in der Heimat die Rosen erwacht!
Davon erglühn die stillsten Hecken,
das ist ein Lächeln aus dunklen Verstecken,
ein hoheitlich Prangen in Königintracht.

Die Leichten, die keck an die Zäune sich biegen,
haben die Kelche voll jungem Wein,
und wenn sich die Ranken im Morgenwind wiegen,
ist's wie ein törichter Liebesreihn.

Wie törichte Liebe und junger Wein
berauscht es mein Herz am Sonnwendtage;
du süße, du bittre, verwirrende Plage
brichst in der Fremde mir wieder herein?

Da leuchtet der Sehnsucht ein schimmernder Zaun,
da möchte sie einmal hinüberschaun
und die stillen, verschwiegenen Wege gehn,
ob dort noch die gelben Rosen stehn. —

Vielleicht trägt eine zum Sonnenwendtanz
auf dem dunklen Haupt einen vollen Kranz,
und der Reigen entblättert in wilder Lust
die gelben Blüten auf ihre Brust.

Vielleicht auch, daß sie in lauschender Nacht
die Hände über dem Herzen breitet:
weißt du es, der in der Ferne schreitet,
nun sind in der Heimat die Rosen erwacht!"

Franz Langheinrich

Aus einem im Deutschland-Verlag in München verlegten Band „Gedichte".

Reinhold Schairer:

Das Jüngste Gericht.

Der nachstehende Aufsatz ist von dem langjährigen Leiter des deutschen Studentenhilfswerkes geschrieben und seinem vor vier Jahren im Sozietäts-Verlag in Frankfurt a. M. herausgebrachten höchst schätzenswerten Reise- und Erlebnisbuch „Not, Kampf, Ziel der Jugend in sieben Ländern" entnommen. Die sieben Länder sind: Schweden, Norwegen, Dänemark, England, Italien, Frankreich und die Schweiz.

Der Aufsatz vom „Jüngsten Gericht" führt uns an die „trockene Guillotine" der Examina und „Concour.". Eine schier trostlose Angelegenheit, deren radikale Reform uns in diesen heißen Tagen, in denen es auch bei uns im Lande — nach französischem Muster — Prüfungen regnet, aktuell erscheinen will und sehr am Herzen liegt.

Die Schriftleitung.

Die volle Sommersonne brennt in den Wochen von Mitte Juni an auf die Straßen und Plätze von Paris. Man beginnt langsamer zu gehen, denn es ist sehr heiß. Aber was sind das für Gruppen von jungen Menschen, die mit Tintenfässern, Linealen, Löschpapier und manchmal mit Reißbrettern hastig durch die Straßen eilen und gegen Abend blaß und müde wieder wegschleichen? Es sind die Gruppen für die verschiedensten Formen der Examina. Wie draußen die Ähren und der Wein reifen, so werden die Früchte der Schule erprobt, gewogen und (in welch erschreckendem Maße!) als zu „leicht" befunden. Da man die übergroße Zahl der höheren Schüler ernstlich verkleinern will, wird vor allem bei den „Concours", diesen Revolutions-Institutionen, oft mehr als die Hälfte durch die „trockene Guillotine" des Durchfallens beseitigt. Ja, beseitigt, denn hier geht es wirklich um so etwas wie um Leben und Tod, natürlich nur im bürgerlichen Sinne. Denn der Berechtigungsschein, hier „Pergament" genannt, gewinnt auch in Frankreich weiter und weiter an Einfluß; selbst für das Avancement zum Unteroffizier in der Armee braucht man jetzt seine unterste Stufe, so wird berichtet.

In den Zeitungen sieht man Annoncen: „Die Examen nahen, gebt euren Kindern . . .", und es folgen die Namen der verschiedenen Stärkungsmittel. In den Kirchen kann man nachher Votivtafeln finden: „Für die Hilfe im Examen." Und welches andere Land kennt eine eigene Examenszeitschrift, herausgegeben von hervorragenden Schulleuten, die Examensthemata der verschiedenen Stufen, Musterlösungen dieser Aufgaben, vor allem aber individuelle Kritiken (an: Marcel F. in Toulouse und Louis P. in Carcasson) veröffentlicht, Zensuren, die gegeben werden auf freiwillig hergestellte Probearbeiten! Wo sonst kennt man noch diesen Sport?

Der junge Franzose aber, der irgend etwas werden will, muß drei-, vier- und vielleicht fünfmal verschiedene Stufen dieser Prüfung durchlaufen. Eine große Entscheidung im Leben ist und bleibt für ihn immer mit dem Begriff eines Examens oder eines Concourses verbunden.

Es beginnt mit der ersten Prüfung beim Übergang von der Volksschule in die höhere Schule. Der Vater sagt zu dem Zehnjährigen: „Nun, mein Sohn, die Entscheidung über dein Leben liegt jetzt in deiner Hand, mach es gut!" Und wenn mehr als 50 Prozent als Durchgefallene nach Hause kommen, dann diese Verzweiflung: „Du taugst eben nichts, du machst der Familie Schande, du kannst nicht einmal mittlerer Beamter werden!" Es folgt das Bakkalaureat in zwei Stufen. Wieder fallen bis 50 Prozent durch, dann die Serie von Examina und Concours, um als Licencié oder Aggregé die Lehrberechtigung zu erhalten oder die erste juristische Prüfung. Im letzten Jahr mußte für die 3600 jungen Juristen allein in Paris die große Halle der Pariser Mustermesse in Betrieb gesetzt werden; nur 800 haben bestanden. Dann erst kommt die höchste Stufe: der Concours für die Ecole Polytechnique. Und um einen Lehrstuhl als Professor zu bekommen oder um aus 100 Bewerbern bei einer Eisenfirma in Laon, einer Textilfirma in Mühlhausen (jetzt Mulhouse) angestellt zu werden: immer häufiger greift man nach dem Concours. Man setzt die Menschen in Klausur vor ein Blatt Papier, und sie müssen Aufgaben lösen! Den Condours preisen erste Autoritäten sogar als den Ausweg aus der beginnenden schweren Überfüllung der intellektuellen Laufbahnen,

Eine moderne Robinsonade.

Nukenoko, die Insel der schwarzen Kommunisten

Von R. Bulwer.

Die Insel Wajofea ist nicht einmal auf Seekarten verzeichnet. Sie liegt in Polynesien, hinter einem Riff unweit der Insel Uaine. Globbetrotter, die in der ganzen Welt heimisch sind, behaupten, niemals einen schöneren Anblick in ihrem Leben genossen zu haben, als den Anblick dieser Insel mit ihrem Palmen-Bukett und ihrer Bucht; in der das Wasser eine unbeschreiblich phantastische Farbe hat, während die Hügellinie einen Hintergrund von unüberbietlichem malerischem Reiz schafft. Die Insel ist unbewohnt — das heißt: sie hat keine ständige Bevölkerung. Ab und zu schlagen Eingeborene hier ihr Lager auf.

Die Einwohner Polynesiens leben in Träumen. Ihnen gehört wahrhaftig die ganze Welt; denn sie arbeiten kaum und führen ein sorgloses kindliches Dasein. Manchmal erscheint in der Bucht der Insel Wajofea eine große Segelpiroge, aus der ein hochgewachsener magerer Europäer aussteigt. Es ist Monsieur Coulon, ein französischer Kolonist, ein Mann, den man in ganz Polynesien kennt; denn er hat in unserer Zeit, von der man immer behaupten will, daß sie keine Romantik, nicht einmal auf dem Gebiet der Reiseabenteuer kenne, ein Abenteuer erlebt, das eines Robinsons würdig wäre. Er verbringt einige Tage auf der Insel Wajofea, ruht sich hier von seiner Tätigkeit aus — eigentlich weiß man nicht, was er treibt — und erzählt jedem, der es hören will, von seinem berühmten Abenteuer, das noch einmal beweist, daß das Leben der beste Verfasser von phantastischen Romanen ist.

Monsieur Coulon hatte vor zwei Jahren den Auftrag, von Maine nach der Inselgruppe Juioon, die 150 Seemeilen von Samoa entfernt liegt, zu segeln. Auf der Insel, die man Weihnachtsinsel getauft hat, befindet sich eine Kolonie von Europäern, die zweimal im Jahre mit Lebensmitteln und Bedarfsgegenständen für den Haushalt versehen wird. Die Länge der Strecke zwischen Maine und der Weihnachtsinsel beträgt 600 Meilen. Der Kapitän des Schoners, auf dem die Reise vor sich geht, war ein Seebär, der von Karten und derartigen Einrichtungen nichts verstand. Er segelte auf dem Ozean wie ein Vogel, er suchte und fand Land ohne Karten, dank tausend verschiedenen Zeichen, die anderen unverständlich sind. Dabei war der gute Kapitän ein Freund des Weines und stets betrunken. Die Besatzung bestand aus sechs Mann. Zwei Wochen war das Schiff unterwegs, als der Kapitän plötzlich starb. Er wurde in eine französische Fahne gewickelt und in das kühle Seegrab versenkt. Coulon, der das Kommando übernahm, — obwohl er gar keine Kenntnisse auf dem Gebiete des Seefahrens besaß — suchte Karten. Die gab es nicht! Nur zwei Kompasse waren zugegen. Alle anderen notwendigen Seeinstrumente fehlten. Auf die Frage Coulons, ob die Matrosen den Weg kannten, schüttelten sie den Kopf und zuckten die Achseln. Der neue Kapitän entschloß sich, geradeaus zu fahren.

So vergingen zwei, drei Wochen. Hätte das Schiff eine Radioeinrichtung gehabt, so wäre die Sache ganz einfach gewesen. Die Ausrüstung war aber nicht besser als zur Zeit des Kolumbus. Dazu hatten die mutigen Seefahrer kein einziges Schiff gesehen. Ein Monat verging — der Schoner kreuzte herum, die Lebensmittel wurden knapp, das Wasser war ausgegangen. Man sammelte Regenwasser. Nicht einmal Vögel waren zu sehen, nur eine unendliche

denn dann befreit man wenigstens diese Laufbahn, wenigstens gerade diese von dem Überangebot.

Auf alle Fälle versucht man, die Aufgaben schwerer zu machen. Die Eltern sprechen in immer ernsteren Tönen von dem Kampf des Lebens, nein des Examens, in dem der Junge sich als Mann bewähren muß. Aber die Ärzte, die mit Jugendlichen zu tun haben, reden ebenso ernst von der wachsenden Nervosität, der Überarbeitung ungezählter junger Franzosen. Und ein junger Mensch, der die Dinge mit Ironie darzustellen pflegt, stellt die Scherzfrage: „Woran erkennt man am Jüngsten Gericht die Franzosen unserer Zeit?“ — „Daran, daß sie alle mit den Tintenfässern und den Linealen und den Löschblättern aus den Gräbern auferstehen, um den letzten großen Concours zu versuchen, überzeugt, daß auch im Himmel die Stellen der Intellektuellen überfüllt sind. Und sie fürchten im geheimen, daß das auch in der Hölle der Fall sei.“

„Preisfrage: „Wohin dann mit den Überzähligen?“ — Vorschlag: „Sie wieder in die Ecole Unique, unten an den Anfang des Schulweges zu stellen und riesige neue Schäden für die Anfänger zu bauen. Hier ist immer noch Platz!“

Aber diese Eingespanntheit zwischen die straffen Fäden eines Examenssystems ist eigentlich kein Gegenstand des Scherzens. Es ist im Gegenteil eines der größten und der ernstesten Probleme der französischen Jugend.

George Eastman — der Erfinder des Kodaks erzählt aus seiner Laufbahn

in einer Unterredung mit R. C. Feld, von der New York Times.

Die Geschichte George Eastmans, des Millionärs, Großindustriellen und Philantropen ist eine spezifisch amerikanische, eine jener Geschichten aus der amerikanischen Industrie, die die Behauptung widerlegt, daß es für den Sohn des armen Mannes keinen Platz an der Sonne gäbe. Als er 7 Jahre alt war, starb sein Vater, ein Jahr nachdem die Familie nach Rochester gezogen war, um wieder in bessere Vermögensverhältnisse zu kommen. Mit 14 Jahren mußte der Knabe die Schule verlassen und um Wochenlohn arbeiten. Als einzigem Sohn fiel ihm die Aufgabe zu, seiner Mutter die anstrengede Arbeit der Leitung eines Boarding-Hauses zu erleichtern. Zwischen Mutter und Sohn bestand ein außerordentlich inniges Verhältnis, so daß dieser sich nach ihrem Tode mit 50 Jahren tatsächlich ganz allein in der Welt fand. Er war niemals verheiratet. Das Haus, in dem er lebt, wird nur von ihm und seinen wenigen Bedienten bewohnt.

Dem Berichterstatter machte Mr. Eastman, der bei seinen Büchern saß, eine kleine seidene Mütze über sein graues Haar gestülpt, den Eindruck eines einsamen Mannes. Sein Lieblingsplatz schien gegenüber dem großen Kamin zu sein, wo er in die Glut blicken konnte, der Vergangenheit nachsinnend oder Pläne für die Zukunft schmiedend.

Der bescheidene Anfang eines Jungen.

Der Eastman-Kodak und der Kodak-Film verdanken ihre Entstehung jenem Jungen, der mit einem Wochenlohn von 3 Dollar in einem Versicherungsbüro anfing. Er arbeitete sich herauf, bis er die stattliche Summe von 600 Dollar im Jahr verdiente, das Höchste, was er für lange Zeit hinaus erwarten konnte. Dann vertauschte er seine Stellung mit einer besseren. Diesmal bei einer Bank mit einem Jahresgehalt von 1000 Dollar. Das schien ihm ein sehr schönes Auskommen zu sein. Er hatte erreicht, was er sich vorgenommen hatte: er war unabhängig und konnte seine Mutter unterstützen. In jener Zeit war an einem solchen Gehalt nichts auszusetzen. Es ereignete sich indes etwas, das in ihm das Gefühl wachrief, daß die Welt der Bank nicht die bleibende Stätte seiner Tätigkeit sein sollte.

„Die Welt schien mir ein angenehmer Aufenthaltsort zu sein“, sagte er, „als ich genug Dollar und Cent in der Tasche hatte und mich in meiner freien Zeit mit Photographieren vergnügte und über Mittel und Wege nachdachte, dieselben zu verbessern. Dann trat das Ereignis ein. Mein Vorgesetzter, dessen Assistent ich war, verließ die Bank. Ich hatte einen guten Teil seiner Arbeit geleistet und war mit ihr durchaus vertraut. Ich erwartete, und alle meine Mitarbeiter erwarteten es auch, daß ich naturgemäß an seine Stelle vorrücken würde. Ich erhielt sie nicht. Irgend ein Verwandter eines Bankdirektors wurde eingeschoben, und über mich gesetzt.

„Es war nicht recht. Es war nicht ehrlich. Es sprach aller Gerechtigkeit Hohn. Ich blieb noch eine kurze Zeit, dann ging ich. Ich gab mich jetzt ganz meinem Steckenpferd, dem Photographieren hin.“

Mehrere Jahre lang hatte sich der junge Eastman für Amateur-Photographie interessiert, in jener Zeit waren nur feuchte Platten zu Aufnahmen gebräuchlich. Das war ein höchst unzuverlässiges Verfahren, das in keiner Weise befriedigen konnte. Als aus England die Nachricht von der Erfindung der Trockenplatte herüberkam, fühlte der junge Eastman, daß damit ein Schritt vorwärts getan sei.

In dem sicheren Gefühl, daß der Trockenprozeß möglich war, entschloß er sich, ein Verfahren für Trockenplatten auszuarbeiten. Er mietete sich für ein paar Dollar im Monat ein kleines Zimmer und engagierte einen Assistenten, der bei Tag das Werk überwachen sollte. Bei Nacht pflegte Eastman sich in sein improvisiertes Laboratorium, in eine Welt von Chemikalien und Reagenzgläsern, zurückzuziehen.

In jenen Tagen hatte Eastman nur wenig Ruhe. Bei besonders wichtigen Versuchen gönnte er sich nur ein paar Minuten Schlaf, dann stand er wieder auf und arbeitete weiter. Nur während des Wochenendes gestattete er sich eine Erholung. Er schlief dann mitunter von Sonnabend abend bis Montag früh und stand nur auf, wenn seine Mutter ihn zu den Mahlzeiten rief.

Herstellung von Trockenplatten.

Nicht lange darauf wurden die Eastman-Trockenplatten bekannt und die Aufträge häuften sich. Als der junge Eastmann 27 Jahre alt war, leitete er eine Fabrik, die jeden Monat Trockenplatten im Werte von 4000 Dollar lieferte. Seine Kräfte waren mit dem Erfolg gewachsen. Er schien auf dem besten Wege zum Wohlstand zu sein, als plötzlich und unerwartet, durch die Klagen seiner Händler, ein Rückschlag eintrat.

Filme, die vom letzten Jahre her aufbewahrt worden waren, erwiesen sich im nächsten Frühjahr als unbrauchbar. Damals entdeckte er, daß die Lichtempfindlichkeit des Films mit der Zeit nachläßt. Das gab zweifellos den Anlaß, noch heute auf jedes Filmpäckchen den Endtermin der Entwicklungsmöglichkeit zu drücken. Eastman nahm alle verdorbenen Platten zurück und lieferte dafür neue. Er wollte unter keinen Umständen seinen Ruf als Fabrikant gefährden.

Die Trockenplatte wurde bald so populär, daß durch die vielen Gesellschaften, die zu ihrer Herstellung gegründet wurden, eine Überproduktion eintrat. Damals erkannte Eastman, daß das große Zukunftsfeld der Photographie auf dem Gebiet der Liebhaber-Photographie liege, des Amateurs, der ein Bild von seinen Freunden, seiner Frau und seinen Kindern, seinen Vettern und Tanten haben will. Dieser Idee nachgehend schuf er den Rollfilm, der heute in der ganzen Welt bekannt ist.

Anstrengende Arbeit und das Zusammenwirken von Fachleuten, Wissenschaftlern, praktischen Photographen und Erfindern, die alle in seinem Laboratorium Gehör fanden, führten zu der Vollendung des Kodaks, wie wir ihn heute kennen. Der Mann, der die schwarze Rückseite des Filmstreifens erfand, bekam 10 000 Dollar für seine Idee. Dadurch wurde es möglich, auch bei Tageslicht den Rollfilm einzulegen, wobei jede Aufnahme mit einer Nummer versehen ist, die an einer kleinen Öffnung an der Rückseite sichtbar wird. Das war im Jahre 1894. Der Mann, der den autographischen Kodak erdachte, erhielt einen Scheck von 300 000 Dollar. Andere Männer, die Mr. Eastman während dieser Zeit der Entwiklung halfen, bezogen bald große Summen für ihren Anteil an seinem Erfolg.

Der Mann, der durch enormen Gelderwerb sein Leben erfolgreich gestaltet hat, hat keinen geringen Anspruch auf den Ruhm dieser Welt. Aber das ist nicht alles. Es gibt eine volkstümliche Redensart, die auf viele Millionäre, die von unten angefangen haben, angewendet werden könnte: „Jetzt, nachdem du das Geld hast, was willst du damit anfangen?“

George Eastman konnte diese Frage ohne Erröten beantworten. Lange Zeit hindurch erhielt das Institut für Technologie in Boston die Unterstützung eines „Engels“, der als „Mr. Smith“ bekannt war. Viele Millionen hat dieser Mann zur Ausbildung tüchtiger Wissenschaftler bereits gegeben, als eine weitere Spende von vier Millionen Dollar im Jahre 1920 die Neugierde zum Siedepunkt brachte.

Jedoch ist sein Name nicht nur mit industrieller Arbeit verknüpft. Als großer Musikfreund gründete er eine Musikschule in Rochester, die ihn 9 500 000 Dollar kostete. Doch abgesehen von seinem persönlichen Kunstsinn war es auch ein menschliches Interesse, das ihn zu der Stiftung anregte. Er meint, daß die Menschen ihre Bildung der Beschäftigung in ihren Mußestunden verdanken.

„Es ist notwendig, daß die Leute sich auch für Dinge, die außerhalb ihres Berufes liegen, interessieren“, sagte er, als er von diesem Projekt sprach. „Der größte Teil der Arbeit ist öde Plackerei. Als ich ein junger Mensch war, arbeitete ich täglich elf Stunden am Hauptbuch, Zahl an Zahlen reihend. Kein Zauber konnte eine derartige Arbeit anziehend gestalten. Es war eine nüchterne, bei der heutigen Zivilisation freilich unumgänglich notwendige, aber doch reizlose Arbeit. Ich glaube, daß ein hoher Prozentsatz der Bevölkerung sich in dieser Lage befindet. Ich sehe keine Möglichkeit, aus diesen Verhältnissen herauszukommen. Die Arbeitsstunden sind demgemäß unvermeidlich verkürzt worden, und da die Produktion wächst — und sie muß anwachsen — werden sie noch weiterhin eingeschränkt werden müssen. Es ist vorgeschlagen worden, die Leute bei ihrer Arbeit singen zu lassen, wie sie es früher in einfacheren Zeiten taten. Ich kann mir aber einen fröhlichen Gesang in einem Raum, der von Maschinenlärm erfüllt ist, nicht vorstellen. Das ganze Wesen der Industrie spricht einfach dagegen. Die Arbeitsstunden werden daher noch weiter verkürzt werden müssen, um den Leuten auf diese Weise einen Ausgleich und Freude am Dasein zu gewähren.

Richtige Verwendung der Mußestunden.

„Aber was soll man mit der freien Zeit anfangen? Ich bin keinesfalls der Ansicht, daß das Volk durch die Industrie aufgerieben wird, glaube auch nicht, daß sie geisttötend wirkt. Aber jede Freizeit ist unfruchtbar, die nicht in sinnvoller Weise ausgenutzt wird. Wir wissen nicht, wie wir sie nutzbringend gestalten sollen. Glauben Sie nicht, daß ich ein Neuerer bin — ich bin in Wahrheit weit entfernt davon. Ich für meine Person interessiere mich für Musik und gründete die Musikschule, weil ich mein Vergnügen mit anderen teilen wollte.“

Man muß hierbei erwähnen, daß George Eastman kein kurzsichtiger Träumer war, als er den Plan zu diesem Konservatorium faßte. Er glaubte an die Macht der Musik; er glaubte an die ernste Schönheit der alten Meister. Er ist der Ansicht, daß die Musik einen wesentlichen Faktor im Leben des arbeitenden Mannes, seiner Frau und seiner Kinder bilden sollte. Aber keinen Augenblick hat er sich dem törichten Wahn hingegeben, daß man dem Volk nur gute Musik zu bieten brauche, um es in Scharen anzulocken.

Er handelte wie ein weiser Arzt. Er verzuckerte die Pille. Die Rochester Musikschule zog die Leute in der Stadt an, weil dort zugleich die besten Filme vorgeführt wurden. Für sie war es ein neuer Typ des Kinos, von den anderen eigenartig, aber reizvoll abstechend, doch immerhin ein „Kino“. Die Musik, die sie dort zu hören bekamen, war besser, als die der alten abgedroschenen Klaviere. Soviel verstanden sie, aber um wie vieles diese neue Musik besser war, erfaßten sie zunächst nicht. Später jedoch kamen sie in das Theater und warteten mit demselben Interesse auf die musikalischen Darbietungen, wie auf die Bilder auf der Leinwand. Ja bald herrschte an den Wochentagen, an denen nur ein musikalisches Programm geboten wurde, unveränderter Andrang.

Der Wunsch, seinen Arbeitern etwas Schönes und Eindrucksvolles in ihren Mußestunden zu bieten, hatte die Idee angeregt, bis das Theater dann zum Kunsttempel der Stadt Rochester wurde.

„Die Eastman Kodak-Gesellschaft“, sagte er, „verdankt ihren Aufstieg mehr Leuten, als nur den führenden Köpfen. Die Männer an der Drehbank haben ihren Teil zu dem Werk beigetragen und tun es noch. Wie konnte ich zeigen, daß ich ihre Mitarbeit schätzte? Es war unmöglich, zu jedem Einzelnen hinzugehen, ihm die Hand zu drücken und ihm mit bewegter Stimme meinen Dank und meine Hochachtung auszusprechen. Erstens wollte ich das nicht tun, zweitens haben die Leute keinen Sinn für derartige Dinge. Ihre Arbeit bedeutet Dollar und Cent für mich und ein gutes Geschäft. Ich konnte das würdigen. So hieß es also, ihnen etwas geben, das sie ihrerseits schätzten.

„Sie können vom Morgen bis in die Nacht hinein über Zusammenarbeit, Zusammengehörigkeitsgefühl und Freundlichkeit sprechen, aber was der Arbeiter schätzt, ist das Gleiche, was der Mann in leitender Stellung schätzt; Dollar und Cent. Ihm einen entsprechenden Lohn zu geben, war wichtig, aber den konnte er auch von anderen Unternehmungen erhalten. Für gesunde Räume und gute Luft zu sorgen, ist ebenfalls wichtig, aber auch das konnten ihm andere Firmen geben. Ihm durch die Haltung der leitenden Männer zeigen, daß er ein geschätzter Mitarbeiter der Firma sei, ist sehr schön, aber eine solche Haltung allein wirkt sich nicht im Bankkonto aus.

„Aus dieser Überlegung entstand der Plan der Arbeiter-Dividenden, jener Plan, der dem Arbeiter das Gefühl verleiht, daß er an dem Erfolg des Betriebes teilhat. Ist die Dividende des Jahres hoch, so ist auch seine Dividende hoch; ist sie niedrig, sinkt auch seine. Und was erreichen wir dabei? Hohe Produktion und Qualitätsware.“

Im vergangenen Jahr ging Eastman einen Schritt weiter und zeigte seinen Arbeitern aufs neue, wie sehr er sie schätzte.

„Ich wollte etwas Persönliches tun, um die Leute, die jahrelang in dem Betrieb tätig waren, fühlen und wissen zu lassen, daß ich die guten Dienste, die sie geleistet, nicht vergessen hatte“, sagte er. „Ich konnte unmöglich zu jedem einzelnen hingehen und ihm das sagen. Ich kannte die Leute nicht und kenne sie auch heute nicht. Aber ich konnte etwas Greifbares tun, das ihnen meine Gesinnung zeigte. Deshalb wurden aus meinem eigenen Vermögen 10 000 Anteile unter die älteren Angestellten, die zwei oder mehr Jahre in meinem Betrieb gearbeitet hatten, verteilt.“

Wasserfläche, manchmal Wolken am weiten Horizont. Delphine tauchten auf, kurze Stürme sorgten für Abwechselung. Die Matrosen und der Kapitän träumten von Land. Dann wurden Halluzinationen am hellen Tage zu einer gewöhnlichen Erscheinung. Man sah mit Palmen bewachsene Inseln vor sich, die sich bald in ein Nichts auflösten.

Drei Monate vergingen. Eines Tages ertönte der Ruf des wachhabenden Matrosen: Land! Coulon kam sich vor wie Kolumbus, als es diesmal keine Fata Morgana war, die die Unglücklichen narrte. Eine richtige Insel breitete sich vor ihren entzückten Blicken aus. Es war aber zunächst unmöglich, zu landen. Die einzige Möglichkeit bestand darin, auf einem kleinen Boot von einer riesigen Welle getragen, über das Riff zu springen, was die Seefahrer auch taten.

Die Insel war unbewohnt. Die Lagune war voll von Fischen und die Vegetation auf dem Lande von unerhörter Üppigkeit. Eine Woche lang verbrachten die Robinsone auf der Insel. Sie freuten sich auf festem Land zu gehen, nahmen einen großen Vorrat an Kokosnüssen mit und zogen dann weiter. In zwei Tagen erreichten sie eine andere Insel, die auch unbewohnt war. So ging es von Insel zu Insel — alles Eilande, die bisher wahrscheinlich noch niemals eines Menschen Fuß betreten hatte.

Nach einer Woche Wanderung zwischen einsamen Inseln trafen die Seefahrer eine Flotte von Piroggen, die sich ihnen näherte. In den Pirogen saßen vollständig nackte Menschen von schöner Statur. Herr Coulon befestigte seine Kriegsmedaille — er hatte den Weltkrieg in den Argonnen mitgemacht — und ging den Wilden entgegen. Die Weißen wurden von den freundlichen Eingeborenen festlich empfangen. Sie erfuhren, daß die Insel Nukenoko heiße und von einem braunen König regiert werde. Die Organisation des Staates Nukenoko verdient es, erwähnt zu werden. Es ist ein Staat primitiver Kommunisten, an deren Spitze ein König mit ganz besonderen Vollmachten steht. Das Land gehört allen und ist in absolut gleiche Teile geteilt. Dagegen hat der König unbeschränkte Macht, die er allerdings im Geiste einer primitiven sozialen Gerechtigkeit ausübt. Er teilt den Ertrag des Bodens in gleiche Teile und sorgt dafür, daß kein einziger seiner Untertanen mehr bekommt als der andere.

Dem König gehört auch die Macht über Leben und Tod seiner Stammesgenossen. Besonders schwer wird Diebstahl als böswilliger Verstoß gegen die auf Nukenoko herrschende soziale Ordnung bestraft. Die Art der Hinrichtung ist zum mindesten originell. Der Todeskandidat, über den der König den Stab gebrochen hat, wird zum Meeresstrand geführt und gefesselt auf den beweglichen Sand hingelegt. Die Flut verschlingt ihn. Der heute regierende König hat bisher allerdings nur ein einziges Todesurteil gefällt, und zwar wegen Diebstahl.

Zu den Fremden war der König außerordentlich liebenswürdig. Die Kriegsmedaille des Kapitäns schien ihm besonders zu gefallen, worauf Herr Coulon sie ihm zum Geschenk anbot. Am gleichen Abend erschien der König in höchst eigener Person in der Hütte, die man den Weißen zur Verfügung gestellt hatte, in Begleitung eines unbeschreiblich schönen jungen Mädchens, das mehr als leicht gekleidet war. „Das ist meine Tochter“, erklärte der Herrscher von Nukenoko. „Ich schenke sie Dir und Du kannst mit ihr machen, was Du willst. Du kannst sie sogar töten.“ Die weißen Matrosen nahmen sich gleichfalls eingeborene Mädchen zu Frauen und dachten gar nicht daran, die herrliche Insel zu verlassen. Nun wollte aber Herr Coulon doch seine Aufgabe erfüllen und die Weihnachtsinsel erreichen. Es erwies sich aber als unmöglich, die Leute zu einem Aufbruch von der Insel zu bewegen. Der Kapitän ersann eine List. Er bat den König, ihm seine Besitzungen zu zeigen. Der Schoner, von einer Flotte von Pirogen umringt, sollte eine Rundfahrt um die Insel unternehmen. Kaum waren die Segel gehißt, als Herr Coulon seinen Revolver aus der Tasche zog und seinen Leuten befahl, in See zu stechen. Die Matrosen rasten vor Wut, mußten sich aber, da sie unbewaffnet waren und der Revolver des Kapitäns die einzige Waffe auf dem Schiffe darstellte, dem kategorischen Befehl des Kapitäns fügen.

Fünf Tage später war eine große Insel in Sicht. Der Schoner landete zwar noch nicht am Ziel seiner Reise, aber immerhin auf Samoa. Ein halbes Jahr war im planlosen Herumirren im Labyrinth der Inseln Polynesiens vergangen! Von Samoa ging die Reise unter der Obhut eines seetüchtigen Kapitäns weiter nach dem Ziel. Die Kolonisten der Weihnachtsinsel, die längst ihre Lebensmittel verzehrt hatten und sich seit Monaten nur von Kokosnüssen ernährten, waren bereits der Verzweiflung nahe. Elf Monate lang waren sie von der ganzen Welt abgeschnitten und hatten die Hoffnung auf ein Wunder, das sie aus ihrer Not befreien würde, längst aufgegeben. Nach acht Monaten kehrte Monsieur Coulon nach seinem ständigen Wohnsitz in Uaine zurück.

Es gibt also noch eine Reiseromantik fern von Luxusdampfern und Radioübertragungen auf hoher See, es gibt noch unbewohnte und unbekannte Inseln und freundliche wilde Könige, die ihre schönen Töchter einem Weißen gegen eine Kriegsmedaille schenken!